



Orient trifft Okzident. Sephardische Autoren begegnen aschkenasischen Juden

Elvira Grözinger (Berlin)¹

Abstract

Comparing the literary works by Jewish Ashkenazi and Sephardi authors, the output of the latter is still relatively small and much less known. It is therefore desirable, to introduce them to the readers in Germany and elsewhere.

In this paper, I am going to present three contemporary Sephardi authors and their encounter with the Ashkenazi Jews: Marcel Bénabou (born in 1939 in Meknès, Morocco, living and writing in France), Andre Aciman (born 1951 in Alexandria, Egypt, living and writing in the USA), and Mario Levi (born 1957 in Istanbul, Turkey, still living there). The three have written memoirs of their childhood, youth, and about the lives of their Jewish ancestors in the Moslem countries where the Jewish life of the past is no more existing or has been considerably minimized. This is the case also of the Jewish life in Europe as the 20th century has disrupted all the traditional Jewish societies existing in different parts of the world, apart from each other for centuries. The wanderings of Ashkenazi Jews from one country to another in order to escape the historical upheavals, have made them immigrate into France, the USA, and also into the Orient where they met their Sephardi coreligionists, so far total strangers for them. The Ashkenazi Jews from Europe, mostly speaking Yiddish, had thus experienced a similar destiny to the one of their Sephardi brothers and sisters, with their Spanish-Jewish culture. When many of them found shelter in the Jewish quarters in the oriental countries so far populated mainly by Sephardi Jews, the descendants of the Jews once expelled from the Iberian Peninsula, they discovered a new world. These two hitherto considered as different and strange societies, languages and values of the Jews from Orient and Occident, thus came closer to one another within the families and made them into companions in fate.

Im Vergleich zum Output der zeitgenössischen aschkenasischen Schriftsteller ist das Oeuvre der sephardischen Autoren immer noch ein schmales und wenig bekanntes. Umso dringlicher scheint es mir, diese mehr in den Fokus der deutschen Leserschaft und Literaturwissenschaft zu rücken. Hier

¹ Docteur en littérature générale et comparée de la Freie Universitaet Berlin. Professeur de littérature et chercheur scientifique dans des universités et instituts académiques à Francfort, Darmstadt, Potsdam et Berlin.

werde ich mich drei wichtigen Protagonisten sephardischer Gegenwartsliteratur widmen: **Marcel Bénabou**, dem 1939 im nordmarokkanischen Meknès, einer der sogenannten Königsstädte, geborenen französischen Autor sowie dem 1951 aus dem ägyptischen Alexandrien stammenden amerikanischen Prosaisten **André Aciman**. Als dritter Autor wird **Mario Levi** aus Istanbul vorgestellt. Die Ersteren beiden stammen aus Nordafrika, haben vom kolonialen Erbe profitiert, für beide waren die französische Literatur und Kultur prägend für ihr Leben und ihre Arbeit, sie sind dennoch in ganz unterschiedlichen Milieus großgeworden – Bénabou in einer traditionellen religiösen jüdischen Familie, Aciman in einem nichtreligiösen doch bewussten jüdischen Elternhaus. Die Spuren der jeweils anderen Erziehung haben sich im Lauf der Jahre abgeschwächt, ergänzt wurden sie durch die europäische und die amerikanische Kultur, eine intellektuelle Herausforderung, welche in den Büchern der drei thematisiert wird und für den Leser neu und reizvoll ist. Bénabou, Aciman und Levi schreiben Erinnerungen, der Erstere aber ist bestrebt, dem marokkanischen Judentum ein Denkmal zu setzen (er ist „*ecrivain-historien*“)², während Aciman die Stationen und Begegnungen seines Lebens nachdichtet und heraufbeschwört, eine Spurensuche à la Marcel Proust, welche in der nun nicht mehr existenten ägyptisch-jüdischen Welt seinen Anfang nahm. Diesen Weg geht auch Mario Levi, geboren 1957 in Istanbul, einer der bedeutendsten Schriftsteller der Türkei, in seinem monumentalen Roman *Istanbul war ein Märchen* von 1999.

1. Bénabous Begegnungen:

Im Alter von 17 Jahren ist **Marcel Bénabou** 1956 nach Paris gekommen, seiner nach den Lektüren imaginierten und nicht realexistierenden Traumstadt, wo er als Internatsschüler am Lycée Louis-Le-Grand an seiner Integration in die französische Gesellschaft zu arbeiten begann und last but not least seine education sentimentale ihren Anfang nahm – etwa mit Baudelaires *Fleurs du Mal* (*Blumen des Bösen*) als Richtschnur. Dies spielt in seinem Werk ebenfalls eine nicht geringe Rolle.

Marokko, nur durch die Straße von Gibraltar von Europa getrennt, war seit 1912 ein französisches Protektorat, die französische Sprache und Kultur waren für die gebildeten Marokkaner prägend. Natürlich auch für die Juden, von denen viele seit der Vertreibung aus Spanien dort lebten und zum Teil einflussreich waren. 1956 wurde Marokko unabhängig, der arabische Nationalismus stärker, und die Mehrheit der 250.000 Juden verließ das Land. Die meisten gingen nach Marseille oder nach Israel, aber diejenigen, die dort noch geblieben sind, etwa 5000 an der Zahl, stehen unter dem Schutz des Königs und damit ist Marokko das einzige arabische Land, in dem Juden noch als Dhimmi geduldet werden.

Bénabou, dessen Bücher einen autobiographischen Hintergrund haben, ist emeritierter Professor für Römische Geschichte an der Universität Paris VII und Romancier aus Neigung. Seit 1969 ist er Mitglied in der literarischen Gruppe l'Ouvroir de littérature potentielle (oder [OuLiPo](#)). Er trat ihr ein Jahr nach seinem engen Freund, dem „aschkenasischen“ Schriftsteller Georges Perec, bei und war seit 2003 deren Sekretär. Die Beziehung zu Georges Perec ist für unser Thema besonders wichtig, Bénabou fühlt sich bis heute diesem nahe. Er wird als Pionier der „littérature générative“ in Frankreich geschätzt, einer Literatur, die durch den Computer programmiert wurde. Die Herstellung der Beziehung zwischen literarischem Schaffen und der Informatik ist eines der zentralen Errungenschaften der Gruppe, aber Bénabou ist zu sehr ein Geisteswissenschaftler, um sich dem

² Christophe Reig et Alain Schaffner (éds.), *Marcel Bénabou. Archiviste de l'infini*, Presses de la Sorbonne Nouvelle, 2015, S. 7.

Computer auszuliefern, (wiewohl er bewusst die Transformation einsetzt und an der Wandlung der Sprache, Geschichte und der Realität durch das Internet arbeitet). Aber um seine Schriften mit Wohlwollen und nicht mit Irritation zu lesen, muss man eben wissen, dass sie gemäß dem Programm des OuLiPO, der Potentiellen Literatur (das ist die Kunst, epische oder lyrische Werke unter Einhaltung bestimmter Regel zu erstellen), geschrieben wurde. Sie spiegeln das Programm auch wider, so das Buch *Pourquoi je n'ai écrit aucun de mes livres*, 1986; (

deutsch, *Warum ich keines meiner Bücher geschrieben habe*, 1990), das nach Erscheinen mit dem Preis für Schwarzen Humor ausgezeichnet wurde. Die inzwischen internationale literarische und mathematische Gruppe, wurde 1960 von einem französischen Mathematiker François Le Lionnais zusammen mit dem Dichter und Prosaisten Raymond Queneau (1903- 1976) gegründet und hat inzwischen Kultstatus. Es ist eine Ehre, zu ihren allmonatlichen Treffen eingeladen zu werden. Ein Prototyp für diese Art von Literatur sind die *Hunderttausend Milliarden Gedichte* (*Cent Mille Milliards de Poèmes*, 1961) von Raymond Queneau: zehn *Sonette*, in denen alle Verse mathematisch miteinander kombiniert werden können³. Queneau, in seiner Jugend ein Surrealist, wurde mit dem Roman *Zazie dans le Métro* (*Zazie in der Metro*, 1959) weltberühmt. (-)

Der ‚Aschkenasi des Marcel Bénabou‘, Georges Perec – über den Bénabou in dem folgenden Interview erzählt⁴ -, hatte 1960 mit seiner Frau ein Jahr in Tunesien verbracht. Danach waren ihm die

³ **Sonette haben vierzehn Zeilen.** Die Sonette dieses Werkes reimen sich nach dem Schema *abab abab ccd eed*. Das Besondere an diesen Sonetten von Raymond Queneau ist, dass in *allen* zehn Sonetten die a, b, c usw. des Reim-Schemata für *dieselben* Zeilenendungen stehen, d.h. alle zehn Sonette sind nach demselben Reimschema gebaut, nicht nur insofern als sie Sonette sind, sondern auch insofern als sie alle zehn in den entsprechenden Versen immer übereinstimmende Endungen haben, sodass jede beliebige 1. Zeile (aus den zehn 1. Zeilen) mit jeder beliebigen 2. Zeile (aus den zehn 2. Zeilen) kombiniert mit jeder beliebigen 3. Zeile (aus den zehn 3. Zeilen) usw. usf., bis zu einer beliebigen 14. Zeile (aus den zehn 14. Zeilen) wieder ein (bezüglich des ganzen Reimschemas) korrekt geformtes Sonett ergeben. Das ergibt $10 \cdot 10 \cdot 10 \cdot \dots \cdot 10 = 10^{14}$ (= 100.000.000.000.000) Möglichkeiten — daher der Titel. Die einzelnen Verse sind Alexandriner. Z.B.: **Cent mille milliards de poèmes – im Stil etwa von „reim dich oder ich fress dich...“**

Quand l'un avec l'autre aussitôt sympathise/ d'aucuns par dessus tout present les escargots/ la découverte alors voilà qui traumatise/ elle soufflait bien fort par dessus les côteaux (Anhöhen))/ Le cheval Parthénon frissonnait sous la bise/ la vulgaire s'entête à vouloir des vers beaux/ le gourmet en salade avale sa cytise (Goldregen)/ à tous n'est pas donné d'aimer les chocs verbaux/ Le généalogiste observe leur bouillotte (Wärmflasche)/on sale le requin on fume à l'échalotte/lorsqu'il voit la gadoue (Schlamm) il cherche le purin (Jauche-[Grube]) / On regrette à la fin les agrestes (ländliche) bicoques (Bruchbuden)/ grignoter (knabbern) des bretzels distrait bien des colloques/ l'écu (ein Schild) de vair (Glas) ou d'or ne dure qu'un matin//“.

⁴ <http://mexiqueculture.pagesperso-orange.fr/nouvelles6-benaboufr.htm> (16.10.16) Bénabou et Perec, l'histoire d'une amitié. Entretien avec Marcel Bénabou. Guadalupe Nettel: *Comment avez-vous connu Georges Perec ? Comment êtes-vous entrés à l'OuLiPo ?*

Un soir de fête chez Jacques Roubaud, Perec et moi avons lu un exercice que nous avons écrit ensemble. Il s'intitulait *LSD* (Littérature Semi-Définitionnelle). Charmé, Roubaud s'est levé de table et il nous a dit : "ce que vous êtes en train de lire correspond exactement à ce que cherche un groupe auquel j'appartiens depuis peu". A cette époque-là, Georges Perec venait de publier *Quel petit vélo...* et aussi de gagner le prix Renaudot avec *Les Choses*. Les membres de l'OuLiPo l'ont choisi, et peu de temps après ce fut mon tour. Je crois que j'étais destiné à connaître l'OuLiPo. J'ai toujours été intéressé et amusé par les problèmes de langage. J'attribue cela à la situation linguistique que je vivais au Maroc, où je vivais entre l'arabe, l'hébreu et le français. [...]” *Le chapitre cent de La Vie mode d'emploi*. L'idée m'en est venue du vivant de Pérec. Le jour où Perec m'a dit : "Voilà *La Vie mode d'emploi*. Elle n'a pas cent chapitres comme prévu, elle n'en a que 99". Je lui ai dit en riant : "**Si tu ne fais pas le chapitre cent, c'est moi qui le ferai un jour**". Perec m'a répondu, ravi : " Eh bien vas-y ! ". **Je me suis souvenu de ces mots peu de temps après sa mort, quand la revue *Littérature*, la première à vouloir rendre hommage à Perec, m'a invité à participer à son numéro spécial.** La question, dès lors, était de choisir une restriction. J'ai décidé de ne reprendre aucune de celles que Perec avait utilisées dans le roman et d'aller un pas plus loin, c'est-à-dire de rédiger un texte qui puisse parfaitement s'intégrer à *La Vie mode d'emploi*, mais qui

nordafrikanischen Juden nicht mehr fremd. Perec wurde 1936 in Paris als Sohn polnischer Juden geboren und war ein Überlebender der Schoa, weil ihn seine Mutter mit einem Zug des Roten Kreuzes in die unbesetzte Zone schickte, während sie selbst über Drancy nach Auschwitz deportiert und dort im März 1943 umgebracht wurde, nachdem sein Vater 1940 als freiwilliger Soldat im Krieg fiel. Der verwaiste Sohn suchte später im Schreiben Bausteine, um eine gewisse Sicherheit in seiner instabilen Existenz zu erlangen. Und das ist ihm gelungen. Mit dem Roman *Das Leben. Eine Gebrauchsanweisung*⁵ (von 1978 im Original *La vie mode d'emploi*) sowie mit *Anton Voyls Fortgang*⁶ (*La Disparition*), brachten ihm internationalen Ruhm. Für seine Werke erhielt er zahlreiche literarische Preise. Im Letzteren verlieh Perec der Figur des Advokats Hassan Ibn Abbou die Züge seines Freundes Bénabou. Perec starb 46jährig an Lungenkrebs und liegt auf dem Pariser Prominentenfriedhof Père-Lachaise. Über seine Begegnung mit Perec schrieb Bénabou in dem oben erwähnten Interview:

„J'ai quitté mon pays (le Maroc) en 1956 pour poursuivre des études au Lycée Louis-le-Grand. Quand j'étais en hypokhâgne, je me suis fait un groupe d'amis auquel appartenait aussi Régis Debray. Nous étions marxistes, mais nous voulions nous affilier au Parti Communiste français. Notre objectif commun était de créer une revue d'esthétique révolutionnaire. D'autres personnes de notre âge ont eu au même moment une idée similaire. Parmi eux se trouvait Georges Perec. Les deux groupes ont fini par fusionner. Cette revue, qui devait s'appeler *La Ligne générale*, n'a jamais vu le jour, par manque de soutien. Perec et moi sommes devenus amis et nous le sommes restés, même après *La Ligne générale*. Nous avons découvert qu'au-

fasse également référence à l'ensemble de l'oeuvre de Perec, sous forme de clins d'oeil : un objet, le nom d'un personnage, etc. J'ai donc imaginé l'histoire d'une chambre dérobée dans laquelle est accrochée une affiche, une sorte de peinture cachée. Cette nouvelle est à la fois un pastiche et un hommage à Perec. J'y suis particulièrement attaché. Il s'agit de ma première fiction.“ Der **Pastiche** [pas'ti:ʃ] (von frz. **pastiche** „Nachahmung“, ital. pasticcio „Pastete“) ist ein künstlerisches Werk literarischer, musikalischer, filmischer oder architektonischer Art, das offen das Werk eines vorangegangenen Künstlers imitiert.

⁵ Vgl. Elvira Grözinger, „Le Juif imaginaire. Die Suche nach jüdischer Identität in Frankreich nach 1945“, in: Brigitte Sändig, Hrsg., *Zwischen Adaption und Exil. Jüdische Autoren und Themen in den romanischen Ländern*, Wiesbaden 2001, S. 103-122; Ariane Steiner, *Georges Perec und Deutschland: Das Puzzle um die Leere*, Würzburg 2001. Der Roman *Das Leben* hat 887 Seiten, ist nach dem Prinzip eines Puzzles konstruiert, mit Reflexionen über die Sprache durchsetzt, gemäß den Regeln des OULIPO. Übersetzt von Eugen Helmlé, zunächst 1982 bei Zweitausendeins in Frankfurt/M. erschienen, ab 1991 in mehreren Auflagen bei Rowohlt.

⁶ Übersetzt von Eugen Helmlé (im Original *Die Disparition*, 1969, das aufgrund einer Wette entstand und den Buchstaben E nicht enthält). Das Verschwinden des Helden ist gepaart mit dem Verschwinden der Buchstaben. Ein literarisches Spiel, das höchste intellektuelle Anstrengung erfordert. Dazu schrieb Jonas Engelmann, in *Jungle World*: »**Konsequenter als Perec hat kaum ein Autor die eigenen Verletzungen, die eigene Hilflosigkeit in der Suche nach einer angemessenen Form, die Vernichtung der europäischen Juden zu erfassen, und das Scheitern daran, ausgestellt.**«

13 Il y a si on veut deux époques de Perec, celle où « l'autobiographique » le domine mais il ne l'écrit que bien après, celle où le « ludique » le possède mais c'est lui qui va permettre à l'autobiographique de prendre toute son ampleur. « Le projet d'écrire mon histoire s'est formé presque en même temps que mon projet d'écriture. » On le peut reconstituer à partir de *W ou le souvenir d'enfance* (1975), au recto, enquête sur les premières images (des premières années avec sa mère « disparue » le 11 février 1943 de Drancy vers Auschwitz) qui malgré les photos manquent à jamais, au verso, exposition de la fiction qui comblait le vide. Il a fallu attendre la disparition prématurée de l'auteur en 1982 pour que l'évidence éclate **que son destin de « juif polonais né en France » [cf. des 1979 auf offener Strasse von Faschisten erschossenen Pierre Goldmans Buch *Souvenirs obscurs d'un Juif polonais né en France*, 1975] surdéterminait l'œuvre, pour qu'il soit clair qu'en sa structure duelle, *W (ou le Souvenir d'enfance*, 1975, deutsch *W oder die Kindheitserinnerung*, 1982) exhibait le fonctionnement de l'ensemble : s'il met longtemps à se découvrir « juif », le jeune Perec se sait orphelin pour cause de génocide... http://associationgeorgesperec.fr/IMG/pdf/JPSalgas_.pdf.**

delà de nos idées politiques communes, nous partageons un même amour du langage, de la manipulation des mots et du jeu.“

Bénabou begann nach dem Tod von Perec zu schreiben – um, auf seine Weise, das fehlende 100. Kapitel in Perec' *Das Leben- Eine Gebrauchsanweisung* zu verfassen. Sein Werk ist zwar nicht ebenso genial und monumental, er reflektiert immer wieder über seine eigenen Worte, mit Anreden an oder Erklärungen für den Leser, dabei seinen Erzählduktus nach den vorher bestimmten Regeln formend, weshalb seine Bücher nicht nach jedermanns Geschmack sind. Sein Thema ist eigentlich die Unmöglichkeit des Schreibens – also paradoxal, dennoch versucht auch er, wie Proust, „als seine Berufung, die Fragmente der Vergangenheit auf wundersame Weise wiederherzustellen“. ⁷ Sein Roman *Ecrire sur Tamara* von 2002, welcher 2004 ins Englische übersetzt wurde (*To Write on Tamara?*)⁸, schreibt er über das alter ego des Autors, Manuel, im Stil eines Bildungsromans und in Form eines Memoirs an seine Pariser Anfänge und insbesondere an die unerfüllte Liebe zur russischstämmigen Tamara, die unerwartet starb. Die erste Begegnung mit einem aschkenasischen Mädchen beschrieb er jedoch in seinem als Familienepos betitelten autobiographischen Buch *Jacob, Menachem und Mimoun*.⁹ Seine erste Begegnung mit den Aschkenasim fand, wie immer bei ihm, in der Literatur statt, mittels der Klassiker der jiddischen Literatur:

„Dann kam die Zeit meiner Lektüren über den Nationalsozialismus, die Deportationen, die Vernichtungslager. Von all diesen Dingen hatte ich bis dahin keinerlei Vorstellung gehabt, denn in meiner Umgebung sprach man darüber nicht. Ich war zufällig daran gestoßen [...]“¹⁰ die „kuriosen Titel [der beiden Broschüren] hatten mich genug stutzig gemacht, so dass ich sie zunächst durchblätterte und schließlich las. Der eine lautete *Die Hölle von Treblinka*, der andere *Judenstaat Drancy*. Ich las wie in einer Art Fieber, war immer aufgewühlter: Ich entdeckte plötzlich, und fast zur selben Zeit, die Nazis und ihre französischen Komplizen, was mir die Sprache verschlug. So sehr, dass ich es nicht wagte, in meiner Umgebung darüber zu reden [...]“¹¹ Ich hatte mir mit der Zeit eingeredet, dass mir eine Art Wunder widerfahren war oder dass ich auf jeden Fall richtiges Glück gehabt hatte. Aber was hatte ich getan, um dieses Glück oder dieses Wunder zu verdienen? [...]“¹² [...]

Und weiter: Ich machte

„dank den Erzählungen von Scholem Alejchem und Isaak Leib Perez, die Entdeckung der jiddischen Welt, ihrer Literatur und einiger ihrer kuriosen Helden. Meine ersten Begegnungen mit Tewje dem Milchmann, oder Bontsche Schweig, der auf Anhieb mein Liebling wurde und es lange Zeit blieb, werde ich so schnell nicht vergessen. [Aber] bei diesen Autoren entdeckte ich fast nichts von dem mir vertrauten Judentum wieder. Die Gestalten in ihren Geschichten hatten kuriose Namen, übten kuriose Berufe aus und hielten kuriose Reden. [...] Und auch wenn sie unsere Feiertage kannten, Rabbiner und Synagogen hatten, so hatte doch alles

⁷ Laura Brignoli, „Un pacte avec le livre: l'écriture compacte der Marcel Bénabou“, in: C. Reig & Alain Schaffer, *ibid.*, S. 53.

⁸ Deren Vorbild *La Délie, objet de plus haute vertu* (Gegenstand höchster Tugend) von Maurice Scève (1500-c. 1560), die neuplatonische Vorstellung von Liebe, ist.

⁹ *Jacob, Ménahem et Mimoun, Une épopée familiale*, Paris 1995. Deutsch 2004 übersetzt von Jürgen Ritte.

¹⁰ Ebd., S. 32.

¹¹ S. 33.

¹² S. 34.

andere, was ich von Ihrem Leben wahrnehmen konnte, nicht mit dem unseren gemein. Um es kurz zu machen: Diese Juden, die aus der Kälte kamen, aus Matsch und Schnee, wirkten auf mich unglaublich exotisch [...] Denn ich konnte mir ein jüdisches Leben ohne die permanente Gefolgschaft von Sonne und blauem Himmel einfach nicht vorstellen. Ich ließ sie also wieder zurück, diese eigenartigen und fernen Glaubensbrüder.“¹³

Aber es blieb nicht bei der Lektüre. Denn das mit den Glaubensbrüdern war nicht so einfach, denn auch diese, die er in Paris in den Vorbereitungsklassen nach dem Abitur zur Aufnahmeprüfung für die Ecole Normale Supérieure traf, wußten sehr wenig über die marokkanischen Juden:

„Als ich das erste Mal in einem spärlich möblierten Saal in der Nähe des Jardin du Luxembourg mit einer Gruppe jüdischer Studenten in Verbindung kam, stieß ich dort auf jemanden (es war die sehr hübsche Rothaarige, die sich um die Neuen kümmerte und deren große grüne Augen auf Anrieb mein Herz berührt hatten), die es überraschend und auch ein wenig verdächtig fand, dass ich kein Wort Jiddisch konnte. Ich war völlig außer mir vor Wut darüber, dass diese ehrbare, jahrtausendealte Gemeinde [die sephardische also...] immer noch als unbedeutende Restmenge durchging. Selbst innerhalb der des sephardischen Judentums, das seinerseits schon ein Schattendasein neben den großen Strömungen der jüdischen Kultur führt, ging meine Gemeinde als arme Verwandte durch [...] als rückständig und alten religiösen Traditionen verhaftet, die sich mit den lächerlichsten Formen des Aberglaubens vermischt hätten [...]“.¹⁴

Diese Begegnung wurde zum Fiasko, Bénabou fühlte sich nun verpflichtet, der Welt das – schöne und edle – Antlitz des marokkanischen Judentums zu zeigen. Sein nächstes Projekt war dann logischerweise, auf Französisch „für unsere marokkanischen Mellahs [Judenviertel], und insbesondere für die Mellah von Meknès, das zu leisten, was anderen in so großartiger Weise für die Ghettos und Shtetl Mittel- und Osteuropas gelungen war.“¹⁵ [...] Und man nimmt ihm diese fiktive Mission ab. 2009 war Bénabou in dieser Mission Gast des Berliner Literaturfestivals.

2. André Aciman und die Aschkenasim:

Ich persönlich finde André Acimans Bücher viel anregender und interessanter als die von Bénabou. Er schreibt eine Art autobiographisch gefärbte Fortsetzung von Prousts Erinnerungsroman, dem Opus magnum *À la recherche du temps perdu* – in sieben Bänden, entstanden zwischen 1913-1927 (Deutsch, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*)¹⁶. André Acimans literarische Karriere begann mit

¹³ S. 140f.

¹⁴ S. 46f.

¹⁵ S. 93.

¹⁶ Der Ich-Erzähler bemerkt, dass die Vergangenheit einzig in seiner Erinnerung existiert. Er erkennt am Ende seines Lebens, dass er über seinen Liebesaffären und Kontakten zu belanglosen Menschen nie die Zeit und die Mühe aufbrachte, das Kunstwerk zu schaffen, das er sich vorgenommen hatte. Die letzte Möglichkeit ist, den Roman seiner Erinnerungen zu schreiben, die mit seinem Tod sonst unwiederbringlich verloren gingen. Und so endet der Roman, indem der Autor beginnt, ihn zu schreiben. "Die verlorene Zeit ist die Zeit, die uns unwiederbringlich verloren erscheint. Das ist ja der Sinn des Romans. Wir haben dort jemanden, der auf der Suche nach etwas ist, nach einer Wahrheit im Leben, nach einem Sinn im Leben, der gerne Schriftsteller werden will, aber gar kein Thema hat und nicht so recht weiß, wo es lang läuft. Und diese unwillkürlichen Erinnerungserlebnisse zeigen ihm, was Materie eines Buches sein könnte, seines Buches dann wird. Insofern ist es dann eine wiedergefundene Zeit, denn der letzte Band heißt ja „Le temps retrouvé“, die wiedergefundene Zeit." So der Literaturwissenschaftler und Vizevorsitzende der Proust-Gesellschaft in Deutschland Jürgen Ritte

Memoiren – *Out of Egypt. A Memoir*¹⁷, die 1994 erschienen. Das ägyptische Alexandria, das er als Jugendlicher wegen der Judenfeindschaft unter Präsident Nasser verlassen musste, bleibt Zeit seines Lebens ein Sehnsuchtsort, die „Hauptstadt der Erinnerung“, wie er sie nach Lawrence Durrell¹⁸ nennt, und die Heimat eines, der sich immer als Emigrant fühlt. Aus Italien, wo er mit seiner Mutter und dem Bruder wohnte, reiste er mehrfach zu Besuch zu seinem Vater, der in Paris arbeitete. So wurde die Begegnung mit der Stadt Paris für Aciman wie für Bénabou eine Liebesromanze, die er sich jedoch schon zuvor erträumt und erlesen hatte und welche unauslöschliche Spuren in seinem Leben hinterlassen hat. Denn Aciman ist ein Proustianer in jeder seiner Zeilen, die ebenfalls eine Recherche du „Temps Perdu“ ist und ihren Dreh- und Angelpunkt in Paris - die Square Lamartine im 16. Arrondissement - hat. Alexandria war eine kosmopolitische, multikulturelle und internationale Stadt, der die europäische Kultur ihren Stempel aufgedrückt hat und Aciman fortan das Rüstzeug mit auf den Weg gab, die Begegnung mit Europa als sehr fruchtbar erleben zu können. Doch Aciman musste 1968 weiter, in die USA ziehen, er lebt seither mit seiner Familie in New York. Er studierte in Harvard mit einem Stipendium Komparatistik, sein Forschungsschwerpunkt ist die französische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, Marcel Proust und die Memoirenliteratur bis zur Gegenwart. Aciman unterrichtete auch Französisch am Bard College, lehrte französische Literatur in Princeton und ist seit 2001 Professor am Graduiertenkolleg der City University of New York.

Als New Yorker kann er natürlich nicht an den aschkenasischen Juden vorbei leben, ohne ihnen zu begegnen. Diese Juden sind die Protagonisten seines Romans *Eight White Nights*¹⁹, in dem ein junges Paar, Clara und der Ich-Erzähler, die Unmöglichkeit ihrer – unerfüllten - Liebe in den acht Tagen um Weihnachten durchleben. Beide sind Nachkommen von Holocaustüberlebenden – Clara Brunschvicg, „französisch geschrieben“, stammt aus einer reichen jüdischen Familie auf der Upper West Side, die gelegentlich jiddische Ausdrücke verwendet: „andreleit“, „kvetchen“, usw. und sie besucht mit ihm zusammen ein altes jüdisches Paar, auch Überlebende. Deren Enkel haben altmodisches Silberbesteck und Porzellanservice, nicht von ungefähr:

„Wem gehörten die?“, flüsterte ich Clara zu. „Seinen Großeltern, Juden, die davongekommen sind. Wie meine“, sagte sie. Und meine, wollte ich hinzufügen, und dachte an die Partys meiner Eltern um diese Jahreszeit, wenn alle dem Wein schon zu fleißig zugesprochen hatten und Mutter verkündete, es sei Zeit zum Essen. Die vergessenen Seelen, deren barocke Monogramme unser Silberbesteck zierten, hatten nie den Atlantik überquert [...]“

Ich habe André Aciman, den ich mehrfach kontaktierte, im Vorfeld unter anderem einige Fragen gestellt, die er sehr freundlich und bereitwillig beantwortet hat. Hier ist es, was er zum Thema Begegnung mit Aschkenasim sehr Persönliches zu sagen hat:

im Interview über den literarischen Meister Marcel Proust.

¹⁷ Deutsch *Damals in Alexandria. Erinnerungen an eine verschwundene Welt*. 1996 München (Hanser).

¹⁸ Wie er sie in seinem Buch *Hauptstädte der Erinnerung. Von Alexandria nach New York* (2004) nennt (*False Papers. Essay on Exile and Memory*, 2000). Der britische Romancier Lawrence Durrell nennt die Stadt so in *Clea*, dem vierten Band seines bekanntesten Werks, der Tetralogie *Alexandria Quartets* (1957-1960).

¹⁹ 2010, Deutsch *Acht helle Nächte*, 2013, München.

When did you meet the first Ashkenazi Jews – in Egypt, after your emigration in Europe or in the US?

My aunt was married to a Polish Jew. He was a temperamental man, and not always honest in his business dealings, but he was a very kind and generous man, and it is thanks to him only that I am in the USA. He was a Free Mason and through his contacts at the Lodge was able to expedite my entry papers. I owe him everything. My Sephardi uncles did absolutely nothing for me or my family. My other Ashkenazi Jew was my dentist in Rome. He was a famous dentist and had become very rich; when I was taken to see him because of a broken tooth, he charged us very little. When I arrived in New York, I felt totally at home with the Ashkenazi – in fact, I finally understood why Jews were kind, and needed to be kind, to other Jews. Let me add that it is only in New York that I understood the difference between Sephardi and Ashkenazi Jews. I was not aware of the division before.

Do you have any affinity to Germany? None.

Are you living in a predominantly Ashkenazi society? Yes.

You are an ardent Proust scholar – he was partly an Ashkenazi Jew as well – was this of any importance to you?

That he was Jewish always attracted me – yes. But I was never interested in whether he was Ashkenazi or Sephardi. That would be a slightly petty distinction considering his masterpiece.

Reading for instance in your Eight White Nights your main figures are all Ashkenazi Jews. Why? Is it because of the New York milieu predominated by them or are you particularly interested in them?

I have frequently felt that Sephardi Jews are provincial. 95% of the contributions of Jews to the Western World is owed to Ashkenazi Jews. So it is natural for me to gravitate toward and to respect Ashkenazis.”

Die Sephardim und Aschkenazim von Istanbul ²⁰

Das dritte Beispiel erzählt vom Leben einer sephardischen jüdischen Familie in der früheren Türkei, in der es, für die jüdische Geschichte typisch, ein Gemisch von Sprachen, Provenienzen und Vermischungen gibt, die Mario Levi meisterhaft mit einander verwebt. Zu diesem sephardischen familiären Mikrokosmos gesellten sich aschkenasische Mitglieder und Mario Levi stellt diese weitgehend in sich geschlossene Welt als ein Ghetto dar. Die aschkenasischen Juden, denen ein Ghetto, trotz der zwischenzeitlich erfolgten Emanzipation, in der kollektiven Erinnerung geblieben war, fanden somit nun auch im Orient eine ihnen relativ vertraute Lebensform, was ihnen die Adaptation an die Fremde erleichterte.

Erst seit Kurzem rückt die lange unbeachtet gebliebene Geschichte und Kultur der Juden in diesem Land in den Mittelpunkt des Interesses, nicht zuletzt im Zusammenhang mit den anti-israelischen und antisemitischen Ausfällen des jetzigen türkischen Ministerpräsidenten Recep Erdogan und seiner islamistischen AKP-Partei. Das osmanische Reich und später die Türkei nahm viele jüdische Vertriebene und Flüchtlinge aus Europa, die iberischen Juden nach der Vertreibung aus Spanien und

²⁰ Elvira Grözinger, “Der Zauber des Orients? Schilderungen der nicht-aschkenasischen Judenviertel in der zeitgenössischen Literatur“, in: https://publishup.uni-potsdam.de/opus4-ubp/frontdoor/deliver/index/docId/5122/file/pardes17_s157_174.pdf Siehe auch Svastics, Okşan: *Jüdisches Istanbul*, Aus dem Türkischen von Monika Demirel, o.O. [Wien] 2010.

Portugal im 15. Jahrhundert auf, bis hin zu den deutschen Juden im 3. Reich. Bereits in der byzantinischen Epoche war das Istanbuler Viertel Karaköy Siedlungsgebiet der karäischen Juden. Aber ein sicherer Hafen war die Stadt nie - 1589 etwa fand eine Brandschatzung und Plünderung des jüdischen Viertels statt. Heute leben in der Türkei noch ca. 17.000 Juden (Stand 2016); vor der Gründung des Staates Israel 1948 waren es 120.000.²¹

In dem 2010 erschienenen Reiseführer zum *Jüdischen Istanbul* werden die mehr als 1.700 jährigen, inzwischen oft verwischten Spuren der nicht immer friedvollen türkisch-jüdischen Geschichte wieder entdeckt: „Es bedeutete, die vergangenen Geschichten Balats zu hören, einer der ältesten jüdischen Siedlungen“ nachzuspüren. Im 18. Jahrhundert, nach dem Desaster wegen des falschen Messias Sabbatai Zvi (im Jahre 1648), erlebte auch das osmanische Judentum eine Zeit des Niedergangs. Den Juden auferlegte Zwänge wie eine spezielle Schuh- und Kleiderordnung, eine Kleidersteuer sowie weitere Steuern und Verbote, erschwerten ihnen das Leben zusätzlich, z.B. durften die Juden nicht mit Ruderbooten über den Bosphorus fahren, was nur den Moslems gestattet war. Die Mitglieder des Janitscharenkorps, der Elitetruppe der osmanischen Armee, welches erst 1826 aufgelöst wurde, legten Brände in jüdischen Vierteln und erpressten die Juden, bis zur Hinrichtung hochstehender Gemeindeglieder. Istanbul war dennoch, wie das ägyptische Alexandrien, über Jahrhunderte eine multikulturelle und multilinguale Stadt, in der vor allem Türken, Griechen, Armenier, Tscherkessen, Lasen und Juden eng nebeneinander lebten und oft die jeweiligen Sprachen der Nachbarn beherrschten. Hebräisch war hier wie andernorts auch die Sprache der Synagoge. Die Situation verbesserte sich für die Juden erst 1839, als durch einen Erlass des Sultans Abdülmecit I. (1839-1861) den Nichtmuslimen die gleichen Rechte wie den Moslems zuerkannt und Grundsteuern gesenkt sowie die diskriminierenden Kleidungsvorschriften abgeschafft wurden. Es gelangten mehrere jüdische Familien zum Wohlstand, zu denen z. B. die aus Venedig gekommene Istanbuler Familie Kamondo oder Camondo²² gehörte, zu ihnen, wie auch die aus Portugal stammende Dona Gracia Nasi. Sie kam schon auf der Flucht vor der Inquisition 1553 ebenfalls über Venedig ins Osmanische Reich, wo sie unter dem Schutz der Sultanen Bayezid II., Selim I. und Süleyman 2. als international tätige Kauffrau und Mäzenin gleich den aschkenasischen Rotschids großes Ansehen und Einfluss genoss²³:

„Die Juden, die die Gegend um den Galata-Turm, Hasköy und Balat am Goldenen Horn oder Ortaköy am europäischen und Kuzguncuk am asiatischen Ufer längst verlassen oder dort nie gelebt hatten, verachteten die Juden, die dort wie festgenagelt waren, die Familien, die bloß Fischer, Schneider, Kleinhändler und Strolche hervorbrachten, immer noch frei von Komplexen Ladino sprachen [...]“²⁴

In dem 2010 in deutscher Übersetzung publizierten monumentalen Roman des 1957 geborenen jüdisch-türkischen Autors Mario Levi *Istanbul war ein Märchen* wird über die oft tragischen

²¹ Türkische Juden, in: <https://de.m.wikipedia.org>.

²² Haim Kamondo soll 1775 als österreichischer Handelsreisender nach Istanbul gekommen sein. 1815 gründeten dort seine beiden Söhne die Bank „Isaak Kamondo & Co.“, die als Grundstock des Familienvermögens gilt. S. auch den Katalog der Ausstellung *La Splendeur des Camondo. De Constantinople à Paris 1806-1945*, Musée d'art et d'histoire du Judaïsme (6 novembre 2009 au 7 mars 2010), Paris 2009.

²³ Cf. Cecil Roth, *Dona Gracia of the House of Nasi. A Jewish Renaissance Woman*, Philadelphia 1977.

²⁴ Katalog *Le Splendeur des Camondo*, ibid, S. 19.

Lebensgeschichten der Mitglieder einer weit verzweigten jüdischen Familie Ventura erzählt. Ihre Mitglieder sprachen noch das von Generation zu Generation tradierte „Spanjolisch“. Der in der Türkei verbliebene Teil der Familie überstand den Zweiten Weltkrieg unbeschadet, während die im besetzten Europa wohnenden Verwandten deportiert und umgebracht wurden. Sie hatten zwar auf die schützende türkische Staatsbürgerschaft gehofft, doch vergeblich. Eine Zäsur in der Geschichte der Juden in der Türkei bildete ferner der in der Nacht zum 7. September 1955 ausgebrochene Pogrom, bei dem es in Istanbul zu gewaltsamen Übergriffen auf die christliche, vor allem griechische Minderheit und vereinzelt auf Juden auch in anderen Teilen der Türkei kam. Der orientalisches weitschweifende - arabeske - sehr poetische Roman hat daher eine melancholische Note. Es ist die Suche nach der verlorenen Zeit, anhand der geerbten Fotografien, die ihn zu Nachforschungen angeregt haben. Die alten, „guten“ (?), Zeiten, als ein Märchen empfunden, sind nun vorbei, besonders die der behüteten Kindheit im Schoß der Familie. Mit dem Tod der Urgroßmutter ging diese Epoche für Levi zu Ende. Diese jüdische Frau, genannt Madame Perla, die die letzten fünfzehn Jahre ihres Lebens als Blinde verbrachte, und noch viel mehr als der jüdische Mann von der Umwelt abgesondert lebt. Zu ihrer Lebzeit hatte die Stadt auch noch anders ausgesehen, die Welle des antijüdischen türkischen Nationalismus hatte sie noch nicht erfasst:

„Vielleicht war für meine Urgroßmutter, die aus jenen Zeiten zu mir kam und die in jenem alten ‚Spaniolisch‘, das sie von ihren Müttern gelernt hatte, lebte, dachte und fühlte, dies der Grund, in den Stadtvierteln Istanbuls außerhalb der ‚Mauern‘ ihr eigenes Schweigen wie einen Schutzschild zu benutzen, sich vielmehr bewußt zu sein, daß dies ihre unzerstörbare, ihre einzige uneinnehmbare Burg war.“²⁵

In dieser jüdischen Familie, die in Istanbul lebte, trafen die zwei Welten aufeinander: Jene der Sephardim, die aus verschiedenen Gegenden des Osmanischen Reiches stammten und jene der Aschkenasim aus Europa zugereisten, die in Istanbul Ehepartner gefunden haben. Das kam auch nach dem Ersten Weltkrieg und dem Aufstieg der Nationalsozialisten vor. Die Vornamen wiesen die Aschkenasim unter ihnen aus: Olga, Eva, Schwartz, Henri Moskowitsch, Lola, Enrico Weizmann. Die Juden sephardischen Ursprungs trugen häufig französische oder spanische Namen wie Enrico, Madame Estrella, Madame Roza, Ginette, Juliette, Marcel Algrante, Monsieur Robert etc. Während die Sephardim ihr Judäo-Spanisch oder Ladino (Levi nennt es Spanjolisch) sprachen, war es oft Jiddisch, welche die Neuzugänge mitbrachten. Über eine von ihnen, Olga, deren Lebensgeschichte ausführlich nacherzählt wird, heißt es: „Soviel ich weiß, erinnerte sich Olga – oder wollte sich erinnern -, dass ihre Mutter aus einer reichen Rigaer Bankiersfamilie stammte und eine gute Erziehung genossen hatte [...]“²⁶ Und über ihren deutsch und jiddischsprechenden Vater Mozes Bronstein schreibt Levi, nach Olgas Erzählung:

²⁵ Mario Levi, *Istanbul war ein Märchen*. Roman, deutsch 2010 (Türkisches Original *Istanbul Bir Masaldi*, erschien 1999), S.807.

²⁶ *Ibid.*, S. 44.

„Es war das Jahr 1905²⁷. Mit seiner Frau, die ein langes, sehr langes Abenteuer mit ihm teilen würde, und ihrem vierjährigen Sohn, dem er ‚eine andere Zukunft‘ zu bieten hoffte, floh Mozes Bronstein vor den Pogromen zuerst nach Alexandria, wo er ein paar Verwandte hatte, darauf vertrauend, daß er durch sein Schneiderhandwerk an jedem Ort der Welt seinen Unterhalt verdienen konnte. Sie flohen vor dem großen Sterben, vor den langen Nächten, und ließen alles in ihren Wohnvierteln zurück, all die vielen wertvollen Sachen, einen Teil ihres Lebens, eigentlich ihre Leben [...] In Alexandria faßte er wieder Mut, hoffte darauf, daß sich etwas ändern würde, daß nach allen Katastrophen neue, schönere Tage kommen würden [...] ‚Als Jude mußte man die Konsequenzen dafür zu tragen wissen‘, sagte ihr Vater nach langem Krankenlager, als er sich auf eine Reise vorbereitete, die sich von den früheren unterschied. Es war ein Abend, an dem er Odessa, Alexandria und vor allem Istanbul, das alte Istanbul, schon weit hinter sich gelassen hatte.“²⁸

Bronstein, der an einer Lungenentzündung starb, lebte zwölf Jahre in Alexandria aber als ein entwurzelter exterritorialer russischer Jude und aß, anders als die Orientalen, aschkenasische Gerichte: „ [...] in einem nach Zwiebeln und Kohl riechenden Haus zusammen mit seiner Frau, die die beste Borschtsch-Suppe kochte [...]“.²⁹ Dann zog er nach Istanbul, wo ihm sein reicher Cousin zu einer erneuten Existenzgründung verhalf.

Dort begegnete er auch einem jüdischen Hauptmann der österreichischen Armee aus Wien, einem mysteriösen Schwartz:

„Durch sein ‚Jiddisch‘ gelang es diesem ehemaligen Hauptmann mehr als anderen Menschen, von Anfang an das Vertrauen vieler Leute zu gewinnen [...] Flucht, Verbannung, Zusammenfinden... Das waren vielleicht die Schlüsselwörter der langen Erzählung, die Schwartz in Istanbul unterhalb des Galataturms erlebte, ohne dass davon viele Menschen wußten.“³⁰

Das Schicksal dieser osteuropäischen Juden Bronstein, Schwartz u.a. und ihre Odyssee stellt die *conditio judaica* bis zur Gründung des Staates Israel dar. Diese hat sich in der jüdischen Geschichte immer wiederholt manifestiert - die Wanderung von einem jüdischen Wohnviertel in ein anderes, oft auf der Flucht, immer auf der Suche nach Sicherheit. Der Erzähler thematisiert das ehemalige Judenviertel als einen konkreten und gleichzeitig auch imaginären Raum, der Schutz und

²⁷ Das war der Beginn der bis 1907 dauernden revolutionären Unruhen im Zaristischen Russland, ausgelöst durch den russisch-japanischen Krieg und den sog. Petersburger Blutsonntag. Der Anfang des 20. Jahrhunderts war für die Juden Russlands ein blutiges, mit vielen Pogromen und antisemitischen Exzessen, die zu einer der großen Fluchtwellen von Juden aus Osteuropa führte.

²⁸ Ibid., S. 46-47.

²⁹ Ibid., S. 48.

³⁰ Ibid., S. 118; 122.

Geborgenheit bieten kann, es aber nicht zwangsläufig tut. In den Ländern, in denen Juden den Dhimmistatus hatten, war das Ghetto ein eigener begrenzter Mikrokosmos, gleich einem osteuropäischen jüdischen Shtetl, mit eigener Infrastruktur. Damit trifft Levi den Kern dessen, was ein Ghetto ist:

„Niemand ist an jenem Ort und jener Zeit allein geblieben, die nicht wiederholbar ist [...] Da fragt ihr euch dann selbst, wer in euch diese Mauern errichtet hat. Für wen wurden jene Fotografien des Glücks aufgenommen? ... Wen verbargen die Mauern, wer schützte sich vor wem? (...) Zweifellos gibt es ähnliche Fragen in der Geschichte derer, die ein ‚altes‘ Land suchen [...] Wessen Getto war das Getto? Mit welchen ‚Sprachen‘, welchen ‚Namen‘ war es für die ‚anderen‘ verboten in jenen Zeiten, in denen die Ängste und Fremdheiten sich immer von selbst am Leben erhielten und vermehrten?... Die Geschichte von Mailand, Warschau, Budapest – wenn wir an jene Bilder denken – öffnet uns, ob wir wollen oder nicht, die Türen zu vielen Erzählungen, die ins Getto führen [...] zuweilen fragt ihr euch auch selbst, ob es unter den Erbauern und Maurern jener Gettos und dieser Mauern, die in verschiedenen Städten und an verschiedenen Grenzen leben, nicht welche gibt, die gerne in jenen Gettos bleiben möchten [...] Letztendlich erschuf jeder sein eigenes Getto, lebte mit seinem eigenen Getto... Jeder verurteilte sich zu seinem eigenen Getto, ohne es zu merken.“³¹

Alle drei sephardischen Autoren, Bénabou, Aciman und Levi, versuchen außerdem, inmitten ihrer Prosa, welche die verlorene Welt ihrer Kindheit und Jugend, nicht zuletzt durch die Vertreibung der Juden aus Ägypten und die Flucht vieler aus Marokko, wie bei Aciman und Bénabou,³² heraufbeschwört, das frühere und später zurückgenommene berühmte Dictum von Theodor W. Adorno – ein Gedicht nach Auschwitz zu schreiben, ist barbarisch³³ – zu widerlegen. Die Begegnung mit der aschkenasischen Kultur ist bei allen drei, trotz der Skepsis von Bénabou, für sie entscheidend und prägend gewesen, denn sie sahen sich, trotz unterschiedlicher Geschichte, zusammen mit den Aschkenasim in einer jüdischen Schicksalsgemeinschaft verankert, und verpflichtet, dem historischen Verlust ihrer Gemeinden literarisch entgegenzuwirken.

*

* *

³¹ Ibid., S. 824-825.

³² Nathan Weinstock, *Une si longue présence. Comment le monde arabe a perdu ses Juifs, 1947-1967*, Paris 2008.

³³ Theodor W. Adorno, 1949, in: „Kulturkritik und Gesellschaft“, 1951 in der *Festschrift* für Leopold von Wiese veröffentlicht. Diese These revidierte er 1966 teilweise in der *Negativen Dialektik*.